Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 13 (1933-1934)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zur Retorsion greifen darf. Voraussetzung dazu ist aber eine Unbilligkeit des fremden Landes ihr gegenüber, die hier nicht vorliegt.

Aus diesen Erwägungen kommen wir zum Schluß, daß eine politische Notwendigkeit oder auch nur Zweckmäßigkeit zur Ergreifung von Maßnahmen gegenüber Deutschland nicht besteht.

Karl Bertheau.

Bücher Rundschau

Grenzbesetzung 1914/1918.

Die Grenzbesetzung 1914—1918. Von Soldaten erzählt. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1933.

Immer mehr erweisen sich die Kriegsjahre 1914—1918 auch für die innerpolitischen Verhältnisse der meisten Länder als die wirksamste Epoche des 20. Jahrhunderts. Glaubte man kurz nach Abschluß des Völkerringens mit dem Rufe „Nie wieder Krieg" endgültig einen Schlußstrich unter eine Vergangenheit zu ziehen, die man voll und ganz ablehnte, so erkennen wir heute, daß in jenen Jahren der Zerstörung doch auch eine neue Saat der Erde anvertraut wurde, die nun zu grünen beginnt.

Der Geist der Frontkameradschaft, einst nur in Soldatenbünden gepflegt, ist heute in einer Weise politisch wirksam geworden, wie man das nie geglaubt hätte. Das große Schrifttum, das in diesem Geiste entstanden ist, gibt ein beredtes Zeugnis davon.

Auch die Schweiz ist, wenn auch weniger stark, von diesem Geiste berührt worden. Man hat auch bei uns erkannt, daß die Opfer, die während der Grenzbesetzung gebracht wurden, ein Vermächtnis darstellen, das von der Nachwelt treu behütet zu werden verdient.

Das vorliegende Buch ist von Soldaten aller Grade geschrieben worden. Es will zeigen, wie der einfache Mann im Wehrkleid die Grenzbesetzung erlebt hat. Da unser Land vom Krieg verschont wurde, kann es nicht von großen Heldentaten erzählen. Und doch fehlt auch hier das Heroische nicht ganz. Anfänglich die bange Frage, ob der Marsch an die Grenze nicht doch zu einem Marsch in Krieg und Tod würde. Dann das lange Ausharren auf einsamen Posten, das ständige Gewehr bei Fuß stehen in Kriegsbereitschaft, aber Untätigkeit. All das hat hohe Anforderungen gestellt. Dazwischen sind wieder fröhlichere Erlebnisse eingestreut, Stunden froher Kameradschaft. Vielleicht ist — der große Zeitabstand mag da schuld sein — das Fröhliche und Burleske sogar etwas zu stark im Buche zum Ausdruck gekommen. Erst die letzten Seiten mit den Erzählungen aus der Grippezeit führen wieder zum Ernst der Augusttage von 1914 zurück.

Alles, Heiteres wie Trauriges, wird in volkstümlich schlichtem Tone vorgetragen. In der Nüchternheit der Erzählungen, denen jedes Pathos fehlt, zeigt sich am besten die Haltung des Schweizersoldaten, der still seine Pflicht tut, ohne nach Orden und Auszeichnungen zu streben.

Das Grenzbesetzungsbuch will aber nicht nur erzählen und unterhalten. Es ist bei aller Schlichtheit ein Mahnruf an unser Volk, der zeigen will, welcher Opfer eine geeinigte Nation fähig ist. Gerade heute, wo unsere Lage sich wieder verdüstert hat, müssen wir diesen Mahnruf aufnehmen und in Einigkeit dem Feinde trotzen.

Die Soldaten von 1914—18 hielten an allen Grenzen Wache. Ihr höchstes Ziel war die Verteidigung unserer Neutralität und Unabhängigkeit. Weder für Deutschland noch für Frankreich ergriffen sie Partei, sondern einzig und allein für die Schweiz. Unsere Pflicht ist es, die Unabhängigkeit des Landes weiterhin aufrecht zu erhalten, gegen Deutschland, aber auch gegen Frankreich oder Italien. Leuten, die uns als „natürliche Bundesgenossen" betrachten, müssen wir mit der gleichen Entschlos-

senheit entgegentreten, wie es unsere Soldaten während vier Jahren taten.

Sonst würde man besser das Denkmal von Les Rangiers wieder abbrechen.

Damit aber der Unabhängigkeitssinn bei einem jeden wieder gestärkt werde, möchten wir allen Schweizern das Grenzbesetzungsbuch, das mit zahlreichen Illustrationen versehen ist, warm empfehlen.

Werner Meyer.

Die Schweiz in Gefahr.

II.

Aus der Gespanntheit der europäischen Lage und dem inneren Schwächezustand unseres Landes entsteht die allgemeine Gefahrenlage, in der die Schweiz sich heute befindet. Nichts kennzeichnet dabei diesen inneren Schwächezustand eindrucksvoller als die Beweisführung derjenigen, die im letzten die Verantwortung dafür tragen. An zwei jüngst erschienenen Schriften läßt sich das erläutern.

•

Der eidgenössische Gedanke, Sendschreiben eines Schweizers, der im Ausland wohnt, an seine lieben getreuen Eidgenossen; Huber, Frauenfeld, 1933; 80 S.

Schade, daß Herr Unbekannt sein Visier nicht lüftet. Zu befürchten hätte er wahrlich nichts gehabt. Sein „Sendschreiben" ist ja nicht ein Mahn- und Weckruf an die herrschenden Mächte, wie ihn weiland Urs Balthasar mit seinen „Patriotischen Träumen von einem Mittel, die veraltete Eydgenossenschaft wieder zu verjüngen" aussandte. Ganz im Gegenteil. Der „im Ausland wohnende" Verfasser hat aus seinem heimatlichen Käsblatt etwas von einem in unserm Land umgehenden Fronten-Schreck gehört und greift nun, wie Don Quichotte zur Lanze, in seiner ersten patriotischen Aufwallung zur Feder, um das Fronten-Ungeheuer mit ebenso wohlgemeinten, wie an der Sache vorbeiredenden Zusprüchen zu erlegen.

„An neuen Fronten ist, wie ich höre, kein Mangel, so daß es ohnedies schon Kopfzerbrechen verursachen wird, wie man all ihre großen Führer dereinst auf unsern Bundespräsidenten- und Bundesrats-Fauteuils unterbringen will." — Mit der gleichen Verständnislosigkeit beschimpft der Verfasser die Jugend im allgemeinen, „die in ihrer politischen Verwahrlosung den Zusammenhang mit der großen politischen Tradition der Heimat verloren" habe und die die Hauptschuld an den heutigen Verhältnissen trage: „Erst hole sie das nach, was sie, die „Jugend", zehn Jahre lang verpaßt hat, ehe sie sich anmaßt, als entrüsteter Ankläger gegen Zustände aufzutreten, die ihr eigenes Versäumnis mitverschuldet hat."

Schade, daß unser Herr Unbekannt, der sich, wie er einleitend sagt, „in aller Bescheidenheit (?) in den Schatten des Zürcher Reformators" stellt, zufolge Auslandsabwesenheit so sehr gerade das verloren hat, was er der Jugend vorwirft: den Zusammenhang mit der politischen und geistigen Geschichte seiner Heimat. Wäre dem anders, dann wüßte er etwas genauer Bescheid, warum die Jugend in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten den Anschluß an die Politik nicht finden konnte. Und er würde den Umstand, daß die Fronten „erst vor zwei bis drei Jahren ins Leben getreten sind", nicht gar so einfach damit begründen, „weil genau zu derselben Zeit in Deutschland die nationalsozialistischen Propagandamethoden ihre ersten sensationellen Erfolge errangen".

Herr Unbekannt ist 150 Jahre zu spät auf die Welt gekommen und klagt über „alte und neue Propheten, die aus ihrer Dunkelheit auf das Haus unserer Bildung stürmen, als wollten sie es zertrümmern". Wo — so möchten wir Herrn Unbekannt fragen — besteht denn das „Haus unserer Bildung", das heute noch zertrümmerbar wäre? Ruinen kann man doch nicht mehr zertrümmern! Keine Weltanschauung zu haben, ist doch keine Weltanschauung! Herr Unbekannt bekennt sich allerdings als Anhänger des „Sowohl als auch" und als überzeugter Liberaler, der „an die Stelle des drohenden Entweder-Oder ein entschiedenes Und setzt". Für ihn ist die Eidgenossenschaft und der eidgenössische Gedanke denn auch gleichbedeutend mit Liberalismus: „Eine lebendige liberale Partei ist für die Eidgenossenschaft eine Notwendigkeit, weil das Gedankengut

des Liberalismus für jeden Eidgenossen Geltung hat. Daß daneben auch andere Parteien ihre Daseinsberechtigung haben können, sei nicht bestritten, sondern begrüßt". — Natürlich, je mehr und je gegensätzlichere Parteien, desto besser! Desto mehr ist „los" in der Politik! (Und desto unmöglicher ein Führen in Staat, Wirtschaft und Gemeinschaft und desto schneller das Ende da!).

„Und dann frage ich noch, als ein zur Hälfte Außenstehender: Wißt ihr, wie gut es euch geht? Habt ihr, ehe ihr über die heimatliche Regierungs- und Wirtschaftsorganisation herfallt, euch bemüht, zu sehen, wie es bei den andern ausschaut?... Nicht ein Mal, daß ich nicht erstaunt gewesen wäre über das handgreifliche Glück dieses Landes, dem die Wohlhabenheit aus allen Poren dringt". — Genau so hat es in den Jahren vor dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft auch getönt. Und das Ende war doch so schnell da.

*

Albert Oeri: Alte Front; Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1933; 176 S.

Zwölf Vorträge und Aufsätze aus dem Zeitraum eines Jahrzehnts. Mit Ausnahme des ersten, der aus dem Jahre 1905 stammt sind alle mehr oder weniger einer geschlossenen abgerundeten Anschauung menschlicher und geschichtlicher Dinge entsprungen. Schon die einleitenden Worte Emil Dürrs weisen auf die Art dieser Anschauung hin: „Oeri kennt die heute noch (!) bestehende Unzulänglichkeit unserer Demokratie". — „Noch"! Unsere Demokratie weist heute „noch" einige Mängel auf; aber bald kommt es besser; wenn das Volk „noch" besser erzogen ist als heute, wenn wir das Frauenstimmrecht haben usw., dann werden wir uns in diesem fehlerlosen Endzustand der unbedingt und für alles zulänglichen Demokratie befinden. Oeri ist einer der letzten folgerichtigen Vertreter der Weltanschauung der Aufklärung und ihres geschichtslosen Fortschrittglaubens.

Als Dreißigjähriger sah er die Dinge allerdings noch anders. In seiner „Confession" von 1905 kritisierte er die herrschenden Mächte seiner Zeit u. a. mit den Worten: „Wir wollen nicht mehr Freiheit, wir wollen Sicherheit... Die beiden großen Parteien unserer Zeit, die Sozialisten und die Manchesterleute sind — darüber lasse man sich durch den äußern Schein nicht hinwegtäuschen — in der Verfolgung dieses Ideals einig". Und bevor er in die „alte Front" dieser beiden Parteien und ihrer Weltanschauung einschwenkte, hatte er noch einen Blick für kommende Dinge: „Die Welt wird wieder Zeiten durchmachen — schreibt er im gleichen Aufsatz im Jahre 1905 —, wo ihr Sicherheitsfanatismus durch höhere Gewalten über den Haufen gerannt, wo der Gedanke an den kommenden Morgen so ungewiß sein wird, daß es nicht möglich ist, ihn wie heutzutage zu kultivieren. Und dann, wenn die Sicherheit ihre Bedeutung als Ideal verliert, wird man vielleicht wieder froh sein.... usw".

Die Sicherheit hat seither ihre Bedeutung als Ideal verloren, der Sicherheitsfanatismus der Welt ist durch höhere Gewalten über den Haufen gerannt. Aber Herr Oeri hat sich, einem eigentümlichen Gesetz seiner Persönlichkeit folgend — das vielleicht zugleich ein Gesetz seiner Generation ist, die so gern oft das eine möchte und das andere tut — seither längst in die Front der fanatischen Anhänger des Sicherheitsideals eingereiht. Ähnlich etwa, wie er im Jahre 1918/19, als der Völkerbund einem weitverbreiteten Bedürfnis entgegenzukommen schien, diesen aufs schärfste und zutreffendste bekämpfte, um sich in dem Augenblick in seinen verranntesten Vorkämpfer umzuwandeln, als die Verfehltheit seiner Grundlagen sich endgültig vor aller Welt bewiesen hatte.

Man kann nicht bestreiten, daß sich in der Schrift manch kluger Gedanke, manche geistreiche Formulierung findet. Und doch spricht aus ihr jener Seldwyler Geist, der sein Seldwyler-Blickfeld für Weltschau hält. Wie stellt sich unter dem Seldwyler-Gesichtswinkel etwa das deutsche Geschehn der letzten 12 Monate dar: „Im deutschen Reich hat sich eine kleinbürgerliche Revolution durchgesetzt. Das geduldigste aller Geschöpfe Gottes, der Mittelstand, hat seine Geduld verloren". — Auf diese Weise paßt zwar der Seldwyler das große Weltgeschehn seinem Kramladenstandpunkt an. Aber wohl ist ihm dann doch wieder nicht dabei. Er hat's trotzdem mit der Angst vor dieser „kleinbürgerlichen" Revolution. „Es fällt uns (Seldwylern) gar nicht ein, einer Entwicklung, wie sie sich in Deutschland voll-

zogen hat, passiv entgegenzudämmern. Wir werden uns ihr mit aller Kraft entgegenstemmen". — Das Kraftbewußtsein aber, aus dem heraus man sich in so mutiger Weise der Entwicklung des Weltgeschehns „entgegenstemmt", bezieht man aus „Kompensationen". Mit der Kennzeichnung, die Oeri vom „Spenglerismus" gibt, hat er zwar nicht den unbewußten Untergrund der Gedankenwelt Spenglers, wohl aber seiner eigenen aufgedeckt. „Der ganze Spenglerismus ist, was die Freudsche Psychologie einen Rachetraum nennt. Der Träumende kompensiert in seinem Unterbewußtsein alle Erniedrigung seines wirklichen Lebens durch Übertragung auf die, die er daran für schuldig hält." Und für Oeri ist die ganze geistige Umwälzung Deutschlands im letzten Jahrzehnt eine bloße „Flucht in die Krankheit" („unser schweizerisches Volkstum ist keine Hysterica, die sich in die Krankheit flüchtet; wie man die Krankheit erwerben kann, hat uns das reichsdeutsche Beispiel gezeigt"). — Wie sagt der in seinem Geltungsbedürfnis ungestillte und in seiner Angst um seine Sicherheit erbleichende Seldwyler und Basler Präzeptor mundi: der Träumende kompensiert in seinem Unterbewußtsein alle Erniedrigung seines wirklichen Lebens durch Übertragung auf die, die er daran für schuldig hält.

Zusammenfassend: viel gute Formulierungen. Aber durchweg falsch angewandt. Mit einer Ausnahme: Der Titel, den das Buch trägt, trifft auf den Inhalt zu.

Hans Oehler.

Lebendige Wissenschaft.

Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften von Max Hildebert Boehm. Vandenhoek und Ruprecht Verlag, Göttingen 1932.

Boehm gab uns in seinem 1923 erschienenen Werke „Europa Irredenta" eine Darstellung des Kampfes zwischen dem volklichen und staatlichen Prinzip, und damit eine erstaunliche Frühdiagnose der erwachenden Kräfte im geistigen Urgrund der Politik, die heute bereits in offensichtlicher Weise dem europäischen Staatenbild den Charakter aufprägen. Das vorliegende Meisterwerk bringt uns nun eine eingehende Volkstheorie. Herausgewachsen aus dem ständigen Kontakt mit den Trägern des Grenz- und Volkstumskampfes deutscher ebenso wie nichtdeutscher Nationalität, greift es indessen weit hinaus über eine Behandlung des Minoritätenproblems und bietet uns eine Morphologie des gesamtvolklichen Bereiches. Es gipfelt nach des Verfassers Intention in dem bahnbrechenden politisch-wissenschaftlichen Versuch, der fast zweitausendjährigen Staatstheorie den Entwurf einer Volkstheorie zur Seite zu stellen. Volkstheorie ist nach Boehm „ein politisches Wissen und steht als solches an der Grenze zwischen Schau und Tat. Ihre Begriffe sind nicht nur Umgriffe, sondern zugleich Zugriffe. Zugriff aber erfolgt im Element der Entscheidung und ist selber Politik. Volk und Volkstum sind heute überaus umkämpfte Größen; so kann auch ihre Theorie, so wenig wie jede lebendige Staatstheorie in unserer Zeit dem Kampfe entzogen bleiben. Volkstheorie ist Wissenschaft inmitten der Krise. Diesen Standort will und kann sie nicht verleugnen". Im Gegensatz zum doktrinär-egalitär-völkerrechtlich ausgerichteten Pazifismus — aber auch jenseits vom imperialistischen Militarismus — geht Boehm vom Kampf als der gegebenen Urform der Völkerbewegung aus, um die Möglichkeiten bedingter Befriedung zu erkennen. „Achte eines jeden Vaterland, das Deinige aber liebe": hier wird das Ethos des kommenden Jungeuropäers — jenseits von „Paneuropa" und „Völkerbundsvereinigung" — Erlebnis und Wirklichkeit. „Gleich entfernt von Klippen dreisten Dünkels wie vom seichten Sumpf erlogner Brüderei" (Stefan George), spricht der Verfasser bewußt als Deutscher, jedoch ohne nationale Hybris, und distanziert sich ausdrücklich von jener gefährlichen Volksvergottung, die ihr Volkstum dadurch zu erheben sucht, daß sie das Fremde erniedrigt und lächerlich macht. So weist denn schon die vorliegende Lehre vom „Volk in sich" auf die Lehre vom „Volk unter Völkern" hin, die einem angekündigten zweiten Bande vorbehalten wird. Der Ontologie des Volkes wird eine Soziologie der Völker folgen.

„Was ist ein Volk?" Die Untersu-

chung dieser Frage setzt sich zuerst auseinander mit dem Volk als Artbegriff, dem „Völkischen". Ähnlich wie sein bedeutender Freund Moeller van den Bruck, der der „Rasse des Blutes" eine „Rasse des Geistes" gegenüberstellte, distanziert sich auch Boehm vom dogmatischen Blutdeterminismus und der auf ihm aufgebauten pseudoreligiösen Blutmystik eines Rosenberg, weil er bei aller Betonung der naturhaften Seite im Volks- und Völkerleben in diesen Überspannungen ähnliche Gefahren für das Volkliche sieht, wie im uniformierenden und denaturierenden Idealismus eines sterbenden Zeitalters. — In der Untersuchung über das Volk als Gesellschaftsgefüge, das „Volkhafte", zeigt der Verfasser, wie die Kräfte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, der bourgeoise, atomisierende Liberalismus und der proletarische Sozialismus, das Volkhafte in das Massentümliche internationaler Gesichtslosigkeit absinken lassen. — Der aktive Träger politisch-geschichtlichen Handelns einer Volkheit, der Kern des seienden oder werdenden Staatsvolkes, findet seine Bestimmung im Nationalen, das durch die apolitische liberale Ideologie in seiner politischen Formungskraft eingedämmt und verfälscht wurde. — Das Volk als eigenständiges Wesen, das „Volkliche" ist es, was der Verfasser als ethnozentrischen Volksbegriff, der das seelisch-geistige des Volkes in den Mittelpunkt seiner Wesensdeutung rückt, den vorstehenden Bestimmungen des Volkes auf Grund der Rasse, des Demos und der Nation gegenüberstellt. In der Späre des Politischen entspringt aus der Einsicht in den Wert des Volklichen im Gegensatz zum ethnokratischen Prinzip des westeuropäischen Nationalismus die ethnopathetische Haltung. „In ihr wird das Volkliche ernst und wesenhaft genommen, zugleich aber wird die Einordnung der volklichen Haltung in das Weltbild versucht. Jede Einordnung setzt Schranken". Der politische Ausdruck dieser wesentlichen volkstheoretischen Einsichten hat Moeller van den Bruck in seinen Schriften weitgehend intuitiv vorweggenommen, und zwar ist es das „Reich" als Gegensatz zum liberal-national-egalitären zentralistischen Staat.

Es kann im Rahmen einer kurzen Rezension nur summarisch verwiesen werden auf die tiefschürfenden Untersuchungen über das Volk in der Zeit (Geschichtlichkeit des Volkes, Volksentstehung und -untergang, Volksüberdauerung, Typen der Volksgeschichtlichkeit), über das Volk im Raum (Volkssiedelboden, Volksgrenzen, Volkswirkungsraum, Gebot des Raumes), über Volksgliederung, Volkszugehörigkeit, Volksumfang, Volksverfassung und Volklichkeit als Haltung, über Volkstum und Volkswesenheit (wo namentlich auch die Verdienste Herders gebührend hervorgehoben werden).

Das Werk ruht, philosophisch gesehen, auf jenem „existentiellen" Denken, das die Wesenssichtigkeit des Idealismus mit der Wirklichkeitsgebundenheit des Empirismus vereint zu einem neuen Realismus. Boehm bestimmt seinen Standpunkt als „wirklichkeitlich". „Wirklichkeit aber spricht vom Wirkend-Gewirkten, von einer zuinnerst bewegten geschöpflichen Welt, der wir nicht ausweichen können und in der wir uns zu behaupten und zu bewähren haben". Auf dieser Ebene sucht er das Volk und von dieser kreatürlichen Scheu ist das ganze Werk getragen.

Die Arbeit Boehms erscheint uns dank der Universalität seiner Schau als großer wissenschaftlicher Fortschritt sowohl gegenüber der verdienstvollen Geopolitik wie gegenüber dem idealistischen Dogmatismus Spanns. Es ist aber auch ein gewichtiges Mahnwort und Vermächtnis an Theorie und Praxis des Nationalsozialismus. — Heute erleben wir den zeitenwendenden Aufbruch das Volkes gegen die liberal-marxistische Gesellschaft. Dementsprechend wird es auch in der zukünftigen Staatstheorie und Soziologie nicht mehr möglich sein, das Volk „anhangsweise" zu behandeln. Vielmehr wird alles Staatsdenken wieder vom Volk als zentraler Wesenheit ausgehen müssen, wobei allerdings das kleine Herrgöttchen Individuum, das sich im individualistischen, rational-konstruktiven Staatsdenken bisher so breit machte, entthront würde. —

Das Herabsinken in das untergeschichtliche Vegetieren der saturierten liberalen Gesellschaft charakterisiert der Verfasser als „Verholländerung". Man hat es auch schon als „Verschweizerung" bezeichnet. Auch im vorliegenden Werke finden sich einige wenig schmeichelhafte Aussagen über das „Paradies der Völkereintracht", die Schweiz. Es besteht aber bestimmt mehr Grund zur ehrlich-rücksichtslosen Selbstbespiegelung als

zum abweisenden Protest, denn neben einigen schiefen Aspekten finden sich viele Wahrheiten, aber eben — unbequeme!

Die kämpferische Haltung, die in Absage an die geheuchelte wissenschaftliche Neutralität, den Übergang von der Erkenntnis zur Paränese und zum Programm vornimmt; die bildkräftige Darstellung und der blendende Stil (Stefan George-Kreis!): alles, was wir dem Verfasser zum Lob anrechnen, wird die herrschende Wissenschaft mit dem Bannfluch des Methodensynkretismus und der Unwissenschaftlichkeit belegen. (Erschwerend fällt es neuerdings in Betracht, wenn der Verfasser . . . . . Deutscher ist!). Der suchenden Schweizerjugend hat auch dieses Werk, das das Ganze und Wirkliche des Volkes nie aus dem Auge verliert, Wesentliches, sehr Wesentliches zu sagen.

Oskar Werner Kägi.

Städte-Bücher.

Basel, ein Stadtbuch, herausgegeben von der Kommission zur Förderung des heimischen Schrifttums, 1932, bei Emil Birkhäuser & Cie.

Zürich, Geschichte, Kultur, Wirtschaft, herausgegeben unter Mitwirkung des Stadtrates, 1933, bei Gebr. Fretz A.-G.

Schon vor einiger Zeit sind diese beiden Städtebücher erschienen, sodaß eine Besprechung etwas nachzuhinken scheint. Das wäre aber nur dann der Fall, wenn sie wirklich nur für einen kurz bemessenen Zeitabschnitt etwas zu sagen hätten. Freilich unterliegen sie zunächst dem Lose aller mit Bildern ausgestatteten Werke, daß zuerst nur diese angeschaut, das Lesen des Buches aber überhaupt nie beabsichtigt oder auf später verschoben wird. Nun sind die beiden Bücher auch sehr gut ausgestattet, sodaß sie nach dieser Richtung einen erheblichen Genuß bereiten, namentlich das zürcherische, und zwar, wie wir wissen, dank der leider nicht erwähnten Mitwirkung von Herrn Dr. C. H. Baer, der nun eben einmal auf diesem Gebiete eine eigene Meisterschaft besitzt. Das baslerische ist an Umfang und Gestalt kleiner und in der Ausschmückung einfacher. Aber nun zum Wesentlichen: zum Inhalt. Man will, unter der Schirmherrschaft der städtischen Regierungen, in der landschaftlichen Einbettung ein Bild der heutigen Bedeutung der beiden Städte geben und ihren Werdegang in Geschichte und Kultur aufzeigen. Dabei ist man bestrebt gewesen, das Eigentümliche und die Glanzseiten hervorzuheben. Jede Stadt prunkt mit ihren großen Männern in Wissenschaft und Kunst, ihren Denkmälern an Gebäuden und landschaftlichen Schönheiten, ihren Sammlungen und den Äußerungen eines kräftigen Volkstums. Soweit hier ein geschichtlicher Verlauf oder auch eine Entwicklung gezeigt werden kann, lesen sich die Darstellungen gut; anders bei der reinen Aufzählung des gegenwärtigen wirtschaftlichen Standes. Da hat nun hauptsächlich Zürich des Guten etwas viel getan und jedem Unternehmen gestattet, sich ins rechte Licht zu setzen. Das mag einmal für eine spätere Zeit von Bedeutung sein, nachzuschlagen. Im Einzelnen möchte vor allem der Aufsatz von Wilhelm Altwegg über das Baseldytsche hervorgehoben sein, der ausgezeichnet sowohl dem Inhalte als der lebendigen Darstellung nach die Eigentümlichkeiten der baslerischen Mundart mitteilt, hoffentlich damit auch zu einer Reinigung und Bereicherung der täglichen Umgangssprache beiträgt. Recht launisch und erfrischend unparteiisch ist der Beitrag von Robert Faesi: Nobile Turegum: was vom alten Zürich fortlebt. Zürich ist eben Großstadt geworden und mußte diesen Ruhm mit großen Opfern an altem Erbgut erkaufen. Es bleibt das Sechseläuten übrig und einiges Zunftleben, wie aber anderswo auch; ihm besonders gehören einige „uralte Gesellschaften" an. Hingebend ist das frühere Geistesleben in der Stadt Zürich durch Emil Ermatinger beschrieben, die Kunst von W. Wartmann; beides wertvolle Arbeiten, in denen gegebenerweise mehr nur aufgezählt als die Verknüpfung mit der zürcherischen Außenwelt erörtert werden konnte. Von Heinrich Wölfflin stammt die Schilderung der alten Stadt Zürich. Weniger befriedigen können wir uns über die Aufsätze: das landschaftliche und menschliche Antlitz Zürichs und Zürich als Fremden- und Verkehrsstadt. Schon das menschliche Antlitz Zürichs, was soll das heißen? Und dann überhaupt das literarisch Zugespitzte, statt der Einfachheit.

Da wäre übrigens eine Wiedergabe berühmter Schilderungen der Schönheit der Stadt und des Sees wirkungsvoller gewesen und hätte z. B. ein Brief von Görres, in dem er auf mehreren Seiten das wunderbare Farbenspiel des Einnachtens in Zürich beschreibt, einen ruhmvollen Platz eingenommen. Er scheint bisher ganz unbeachtet geblieben zu sein und legt doch von der unvergleichlichen Sprachgewalt des großen Mannes glänzend Zeugnis ab. In Zürich als Fremdenstadt fehlt vor allem ein Eingehen auf die reizvolle Frage, wie stark Zürich in den letzten Jahrzehnten von auswärts besiedelt, wie dieser Zustrom aufgenommen worden und ob und in welcher Weise nun eben ein neues Zürcher Volk dadurch entstanden ist. Auch dem Verfasser dieser Arbeit können wir in seinen geistreichen Wendungen nicht gerne folgen und haben uns z. B. vergebens gefragt, was „savonarolistisch" (schon diese Wortbildung) an einem Ausspruch darüber sein soll, daß die Fremden zur Schweiz kommen sollen und nicht die Schweiz zu ihnen. Überhaupt wird nun Zürichs Haltung als Fremdenstadt dermaßen herausgestrichen, als ob man hier ein ganz besonders edles und von den andern Schweizerstädten abstechendes Gebahren erkennen müsse, daß man ganz vergnügt ob dieser so echten Unbefangenheit in der eigenen Lobpreisung wird. Über Basels große Kulturzeit im neunzehnten Jahrhundert verbreitet sich, wie nicht anders zu erwarten war, C. A. Bernoulli, nicht ohne einige willkürliche Auslassungen (Wilhelm Wackernagel und Andreas Heusler) und Pressungen, so wenn Nietzsche das Pathos der Distanz in Basel aufgegangen sein soll, aber als Ganzes anregend, und da dem Verfasser die Seitenzahl offenbar vorgeschrieben war, in wohltuender Knappheit. — Mit diesen auch von Willkür nicht freien Bemerkungen und Beanstandungen, denn es ließe sich an den anderen Aufsätzen ebensogut etwas besonderes hervorheben, möge der Leser auf diese für die schweizerische Kulturgeschichte wertvollen Veröffentlichungen aufmerksam gemacht sein.

Gerhard Boerlin.

Lese-Proben

Aus Alexander von Rußland: Kronzeuge des Jahrhunderts.

„Eines Morgens — man schrieb den Januar 1919 und ich lebte noch immer im Hotel Ritz in Paris, wo ich auf den lange zögernden Umschwung des Geschicks wartete, — empfing mich bei meinem Erscheinen im Restaurant ein Salvenfeuer halb neugieriger, halb aufgeregter Blicke. An allen Tischen verstummte das Gespräch, und alle Köpfe wandten sich nach mir. Ich besah mich forschend im Spiegel, in der Erwartung, ein Loch im Ärmel oder mindestens einen abgerissenen Knopf zu entdecken. Nichts Geringeres als ein Etikettefehler dieser Art konnte eine solche Aufregung verursachen, denn um jene Zeit hatte ich längst aufgehört, etwas Neues im Ritz zu sein.

Nachdem ich meine Befürchtungen beschwichtigt hatte, setzte ich mich, bestellte das Frühstück und begann, meine Post zu lesen. Vielleicht, so dachte ich, ist ein Brief mit überraschenden Neuigkeiten gekommen, die in Paris schon allgemein bekannt sind. Wiederum irrte ich. Ich fand ein paar Rechnungen, ein paar Bitten um Autogramme und eine Einladung von meiner alten Freundin, der Herzogin von Broglie, zu einem Diner für diesen Abend. Weiter nichts. Nicht einmal den Drohbrief eines überspannten Kommunisten. Als ich sah, daß die Leute noch immer zu mir herstarrten, zuckte ich die Achseln und versteckte mein Gesicht hinter der Morgenzeitung.

Ein arg verwischtes Gruppenbild auf der ersten Seite zog sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich konnte die Personen nicht erkennen, doch trugen alle die Uniform der kaiserlich russischen Garde. Ich suchte den begleitenden Text und bemerkte erst jetzt die über die ganze Breite des Blattes laufende fettgedruckte Überschrift:

im Bericht des „Luzerner Tagblattes" über den Parteitag der Luzerner Liberalen vom 8. Dezember.

Johannes Dierauer schreibt in seiner Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft zum 2. Freischarenzug: „Vom Standpunkt der formalen Staatsordnung waren die Freischarenzüge unbedingt verwerflich. Der bewaffnete Überfall eines nach damaligen Begriffen souveränen Kantons durch eigenmächtig organisierte Truppenverbände mußte in den Augen jedes unbefangenen Bürgers als eine grobe Rechtswidrigkeit, als ein offenbarer Bruch des Landfriedens, und als ein gefährlicher Schritt zur Anarchie erscheinen".

Also „bewaffnete Überfälle", „grobe Rechtswidrigkeiten" usw., die vor neunzig Jahren dazu beigetragen haben, einen ans Regiment zu bringen, feiert man noch heute in den überschwenglichsten Worten. Weh aber denen, die heute, im Rahmen der Verfassung, auf eine Änderung der bestehenden Ordnung hinstreben: die sind Feinde der Demokratie und Verräter des Vaterlandes!

Besprochene Bücher.

Basel, ein Stadtbuch; Birkhäuser, Basel.
Boehm, Max Hildebert: Das eigenständige Volk; Vandenhoek und Ruprecht, Göttingen.
Der eidgenössische Gedanke; Huber, Frauenfeld.
Die Grenzbesetzung 1914—1918; Rentsch, Erlenbach-Zürich.
Oeri, Albert: Alte Front; Helbing & Lichtenhahn, Basel.
Zürich, Geschichte, Kultur, Wirtschaft; Fretz, Zürich.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung, Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Bücher-Eingänge.

Baumann, August: Der Verwaltungszwang im Aargau; Freiämter Zeitung, Wohlen, 1933; 85 S.
Börger, Jan: Europas Todesstunde? Rascher, Zürich, 1933; 742 S.; Fr. 25.—.
Burte, H.: Madlee; Haessel, Leipzig, 1933; 320 S.; M. 4.—.
Eggenschwyler, A.: Der Weg aus der Krise; Rascher, Zürich, 1933; 45 S.; Fr. 1.50.
Falke, Konrad: Der Kinderkreuzzug, Bd. I und II; Rascher, Zürich, 1933; 440 und 472 S.; je Fr. 3.60.
Gerber, Hans: Politische Erziehung des Beamtentums im Nationalsozialistischen Staat; Mohr, Tübingen, 1933; 32 S.
Guguel, Maurice: Das Leben Jesu; Rascher, Zürich, 1934; 500 S.; Fr. 12.50.
Halfeld, Adolf: England, Verfall oder Aufstieg? Diederichs, Jena, 1933; 232 S.; M. 3.80.
Hoffmann, K. E.: Basler Dichterstätten; Schwabe, Basel, 1933; 71 S.; Fr. 2.80.
Huber und Mutzner: System und Geschichte des schweiz. Privatrechts, I. Band, 2. Lieferung; Helbling & Lichtenhahn, Basel, 1933; 160 S.; Fr. 8.50.
Klinke, Rosa: Frauenspiegel; Rascher, Zürich, 1933; 116 S.; Fr. 1.—.
Lennhoff, Eugen: De Valera; Colemann, Lübeck, 1933; 68 S.; M. —.60.
Liehburg, M. E.: Frauen; Rascher, Zürich, 1933; 186 S.
de Ligne, Charles: Altes und neues Europa; Rascher, Zürich, 1934; 110 S.;
Meyer, Olga: Anneli am Ziel und am Anfang; Rascher, Zürich, 1933; 246 S.; M. 6.50.
Müller, Emil: Mehr verdienen! Rascher, Zürich, 1933; 67 S.; Fr. 2.50.